

Sophie Martaler
Das Schiff der Träume



Sophie Martaler bei Goldmann

Die Erben von Seydell. Das Gestüt. Roman

Die Erben von Seydell. Die Schicksalsjahre. Roman

Die Erben von Seydell. Die Heimkehr. Roman

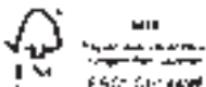
Sophie Martaler

Das Schiff
der Träume

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2023

Copyright © 2022 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:
UNO Werbeagentur München

Umschlagmotiv: © Ysbrand Cosijn/arcangel images; Rekha/arcangel
images; FinePic(R), München; Andr Reis/EyeEm/getty images;
fhm/getty images; Ildiko Neer/ trevillion images

Redaktion: Marion Voigt

BH · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49182-7

www.goldmann-verlag.de

KAPITEL 1

Passau, Mittwoch, 12. August 1925

Alma schloss die Augen und reckte das Gesicht der Nachmittagssonne entgegen. »Ich bin eine alternde Schriftstellerin«, sagte sie. »Reich und ein wenig exzentrisch.«

Ida lachte. »Du bist verrückt!«

»Und ich habe jede Menge Marotten«, spann Alma den Faden weiter. »Zwei Schoßhunde, Mimi und Mopsi, die ich in meiner Handtasche überallhin mitnehme. Ins Café, ins Kintopp ... und natürlich auf Reisen. Ich reise für mein Leben gern. Am liebsten mit dem Schiff. Ich räkle mich auf einem Liegestuhl an Deck und diktiere meiner Sekretärin meine Manuskripte, die natürlich alleamt Kassenschlager werden.«

»Was schreibst du?«

»Liebesromane. Die verkaufen sich immer.« Alma grub die Füße in den warmen Sand, die Augen noch immer geschlossen. Ida und sie hatten das schöne Wetter genutzt und waren ins Ilzer Bad gefahren, das Strandbad am Ufer des kleinsten der drei Flüsse, die in Passau zusammenflossen.

Ida kicherte. »Du hast wirklich komische Ideen, Alma.«

Alma öffnete die Augen und sah, wie ihre Freundin die kinnlang geschnittenen blonden Haare schüttelte. Schick sah sie aus mit der modischen Frisur und dem funkelnagelneuen Badeanzug. Damit hätte sie sich auch am Wannsee in Berlin oder in einem Ostseebad sehen lassen können. Anders als Alma, die noch immer den alten Anzug trug, den ihre Mutter ihr zum sechzehnten Geburtstag genäht hatte, kurz nach dem Krieg, als Stoff Mangelware war.

Alma drehte sich auf den Bauch. »Du bist dran, Ida. Verrat mir, wer du bist!«

Sie spielten dieses Spiel schon, seit sie Kinder waren, erträumten sich eine Zukunft als Primaballerina, Piratenbraut oder Löwendompteurin, erfanden ausführliche Biografien, erdachten sich ein Leben, das sie nie leben würden. Wenn sie die Augen schlossen, konnten sie alles sein, was sie wollten.

»Heute nicht mehr«, sagte Ida. »Ich muss los.«

»Du drückst dich? Das ist unfair, Ida.«

»Felix holt mich ab. Ich will ihn nicht warten lassen. Du musst doch bestimmt auch bald heim.«

»Ist es etwa schon so spät?« Alma blinzelte in die Sonne und bemerkte, wie tief diese stand. Jetzt im August waren die Tage bereits merklich kürzer als zu Beginn des Sommers. Sie blickte zu der Uhr bei den Umkleidekabinen. Zehn vor fünf. »Großer Gott!«, rief sie und sprang auf. »Ich muss noch Besorgungen für meine Mutter machen.«

Rasch zogen sie sich an, packten ihre Badesachen zu-

sammen und brachen auf. Idas Verlobter wartete mit seinem Motorrad vor dem Bad. Er arbeitete auf der Baustelle des riesigen Stauwerks, das vor den Toren der Stadt in der Donau errichtet wurde, und redete gern davon, dass es das größte Kraftwerk von Deutschland werden würde.

Als er Ida in die Arme nahm und küsste, wurde Alma das Herz schwer. Obwohl es mehr als drei Monate her war, dass Paul sie hatte sitzen lassen, tat es noch immer weh. Sie hatte geglaubt, das mit ihnen beiden wäre etwas Besonderes, und sich eine Zukunft an seiner Seite ausgemalt. Sie war unsterblich verliebt gewesen und hatte sich eingebildet, er wäre es auch. Bis er ihr eines Tages von seiner Verlobten erzählte.

Es hatte sich angefühlt, als würde er ihr ein Messer ins Herz stoßen.

»Aber ich dachte ...«, hatte sie gestammelt und vergeblich versucht, die Tränen wegzublinkeln.

»Was?«, hatte er gefragt, und seine blauen Augen hatten ungläublich geblitzt. »Du hast doch nicht geglaubt, du und ich ...« Er hatte den Kopf geschüttelt. »Aber Alma, nur weil wir ein paarmal zusammen ausgegangen sind ... wo denkst du hin?«

Wie dumm von ihr, in der Tat. Paul Laina würde eines Tages den Passauer Hof erben, eines der besten Hotels der Stadt, und sie war die jüngste Tochter eines Postboten, der wegen einer Kriegsverletzung nicht mehr arbeiten konnte. Am kommenden Wochenende würden Paul und seine Dorothea heiraten, und Alma wünschte, sie könnte aus der Stadt verschwinden, möglichst weit weg,

bis das Fest vorüber war. Ihr graute davor, die Hochzeitsglocken läuten zu hören oder gar das Brautpaar in der weißen Kutsche vorbeifahren zu sehen.

Alma schob die düsteren Gedanken beiseite und winkte Ida und Felix zum Abschied. Dann warf sie ihre Badetasche in den Fahrradkorb und machte sich ebenfalls auf den Weg. Der Fahrtwind kühlte ihre Haut, die von der Sonne spannte, zwischen ihren Zehen spürte sie Sand. Ein Junge, der laut schreiend die *Donau-Zeitung* anprries, lief ihr beinahe ins Fahrrad.

»Randale bei Verfassungsfeier in Berlin!«, rief er und wedelte mit der Ausgabe. »Lesen Sie alles über die neuesten Unruhen in der Hauptstadt!« Gestern war Nationalfeiertag gewesen, und auch in Passau war am Vormittag trotz Dauerregens eine Gruppe Männer vom Reichsbanner mit schwarz-rot-goldenen Fahnen über den Residenzplatz marschiert. Dabei war der Jahrestag der Weimarer Verfassung in Bayern gar kein offizieller Feiertag. Zusammenstöße mit den Nationalsozialisten oder anderen Randalierern hatte es aber zum Glück nicht gegeben.

Laut klingelnd wich Alma dem Zeitungsjungen aus und fuhr durch das Felsentor, hinter dem sich die Donau weit und träge vor ihr ausbreitete. Beim Überqueren der Luitpoldbrücke bot sich ihr der vertraute Anblick ihrer Heimatstadt mit den pastellfarbenen Häuserfronten und den Türmen von Dom, Pfarrkirche und Rathaus, die in warmes Licht getaucht waren. Davor erstreckte sich der Donauhafen, wo neben einigen Lastenkähnen auch ein schneeweißes Passagierdampfschiff vor Anker lag, die *Regina Danubia*. Schon auf dem Hinweg war Alma da-

ran vorbeigekommen, und bestimmt hatte der Anblick sie zu der Geschichte von der reisenden Schriftstellerin inspiriert. Alma wusste, dass die *Regina Danubia* einer Passauer Reederei gehörte und regelmäßig die Donau hinunter bis zum Schwarzen Meer fuhr.

Obwohl es schneller gewesen wäre, quer durch die Altstadt zum Kurzwarenhändler zu radeln, um die Einkäufe zu erledigen, schlug Alma den Weg an der Donau entlang ein und hielt vor dem Dampfschiff an. Der Anblick der riesigen Schaufelräder, mit denen es sich durchs Wasser pflügte, des hohen, schräg geneigten Schornsteins und der blitzsauberen Decks ließ sie von fernen Ländern träumen. Wien, Budapest, Belgrad. Allein die Namen verliehen ihrer Fantasie Flügel. Und am Ende der Reise das Meer. Alma war noch nie am Meer gewesen. Sie war überhaupt noch nie weiter gereist als nach Vilshofen, wo hin ihre Schwester Margot geheiratet hatte.

Alma ließ den Blick über das Schiff wandern. Welche Pracht sich wohl hinter den vielen Fenstern verbarg? In einem Buch hatte sie einmal Abbildungen vom Inneren der *Titanic* gesehen, jenes luxuriösen Dampfers, der vor dreizehn Jahren so tragisch gesunken war. Samtweiche Teppiche, funkeln Kronleuchter, Möbel und geschwungene Treppen aus edlen Hölzern. Ganz ähnlich stellte Alma sich die Einrichtung der *Regina Danubia* vor. Nicht ganz so pompös vielleicht, und auch nicht ganz so groß. Aber nicht weniger eindrucksvoll. Wie wunderbar musste es sein, mit einem solchen Schiff zu reisen.

Gerade als sie sich abwenden wollte, fiel ihr Blick auf ein handgeschriebenes Schild, das jemand mit einer

Schnur an der weiß lackierten Reling aufgehängt hatte: *Zimmermädchen gesucht*. Alma sog scharf die Luft ein und starrte auf die ungelenk geschriebenen Worte. Es war wie ein Zeichen, als wäre dieses Schild nur für sie dort hingehängt worden. Hatte ihre Großmutter nicht immer behauptet, es gebe keine Zufälle? »Alles im Leben folgt einem wohldurchdachten Plan«, hatte sie gesagt, »den zu verstehen wir Menschen bloß zu dumm sind.« Was, wenn es genau so war?

»Kann ich Ihnen helfen, Fräulein?«, ertönte eine Stimme hinter ihr.

Alma fuhr herum. Die Stimme gehörte zu einem jungen Mann, der hastig seine Mütze vom Kopf nahm und sich verbeugte. »Entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Das haben Sie nicht. Ich war bloß in Gedanken.«

»Ein prachtvolles Schiff, nicht wahr?«

»Wunderschön«, bestätigte Alma.

»Und mein Arbeitsplatz«, erklärte der Mann nicht ohne Stolz.

»Ist das wahr?« Alma betrachtete ihn interessiert. Sein Anzug war einfach, aber sauber, sein Haar ordentlich nach hinten gekämmt. Er streckte ihr die Hand entgegen. »Kurt Rieneck, Hilfskoch.«

Sie schlug ein. »Alma Engel.«

»Freut mich, Fräulein Engel.«

Alma streckte den Rücken durch. »Sie können mir doch sicherlich sagen, an wen ich mich wenden muss wegen der Stelle«, platzte es aus ihr heraus, bevor sie darüber nachdenken konnte.

»Das dürfte Frau Marscholek sein, die Hausdame«, antwortete Rieneck. »Wenn Sie möchten, bringe ich Sie zu ihr.«

»Ähm ... ich ...« Alma biss sich auf die Unterlippe. Was für eine schwachsinnige Idee! Sie hatte keine Ahnung von den Pflichten eines Zimmermädchen, ganz zu schweigen davon, dass sie überhaupt nicht aus Passau wegkonnte. Wie sollte Mutter ohne sie zurechtkommen?

»Nun, was sagen Sie?«, hakte der Hilfskoch nach.

Alma dachte wieder an die Worte ihrer Großmutter und gab sich einen Ruck. Fragen kostete schließlich nichts. Und bestimmt bekam sie nie wieder die Gelegenheit, an Bord eines solch prunkvollen Schiffs zu gehen.

»Das wäre sehr nett, danke«, erwiderte sie und stellte ihr Fahrrad an einer Laterne ab.

Dann ließ sie sich von dem Hilfskoch über den Landgang an Bord helfen und folgte ihm durch eine Stahltür und eine Treppe hinunter in den Bauch der *Regina Danubia*. Obwohl das Schiff fest am Ufer vertäut war, glaubte Alma ein Schwanken zu spüren. Der Gang unter Deck war schmal und schlecht beleuchtet, an den Türen, die zu beiden Seiten abgingen, blätterte die Farbe ab, und der Gestank von Maschinenöl hing in der Luft. Dies hier musste der Dienstbotentrakt sein, und er besaß nichts von der Pracht, die Alma sich ausgemalt hatte, sondern war sogar noch schäbiger als der Flur des Mietshauses in der Höllgasse, in dem sie mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder wohnte.

Es herrschte ein eifriges Gewusel, Männer und Frauen

drängten sich vorbei, ohne Alma und ihren Begleiter zu beachten.

Kurt Rieneck lächelte entschuldigend. »So kurz vor einer Reise ist immer viel zu tun.«

»Sie legen bald ab?«

»Morgen früh.«

Eine junge Frau kam ihnen entgegen. Sie trug eine Dienstmädchenuniform, ihre dunklen Haare steckten unter einer Haube.

»Weißt du, wo die Marscholek steckt, Grete?«, fragte Rieneck sie.

»Die macht Besorgungen an Land.« Die junge Frau musterte Alma neugierig.

Hastig zog Alma den Hut tiefer ins Gesicht. Sie kam sich plötzlich plump wie ein Bauerntrampel vor mit den albernen Mädchenzöpfen, dem sonnenverbrannten Gesicht und dem altmodisch langen Rock. Warum schaffte sie es nicht, so elegant auszusehen wie Ida?

»Wann kehrt sie denn zurück?«, fragte Rieneck die junge Frau.

»Keine Ahnung. Jedenfalls solltest du dich sputen, du wirst in der Küche erwartet.« Das Dienstmädchen warf einen letzten Blick auf Alma und eilte dann weiter den Gang hinunter.

»Vielleicht sollte ich später wiederkommen«, sagte Alma, halb enttäuscht, halb erleichtert.

»Kommt gar nicht infrage«, protestierte der junge Mann.

Er führte sie tiefer in den Schiffsbauch hinein, bis sich der Korridor zu einer Art Vorraum öffnete, und klopfte

an eine Tür, die nicht ganz so schäbig aussah wie die anderen. Auf das Herein, das von drinnen ertönte, öffnete er sie einen Spalt und steckte den Kopf hinein.

»Entschuldigen Sie die Störung, Herr Lerch, ich habe hier eine junge Dame, die sich für die Stelle interessiert, und da Frau Marscholek von Bord gegangen ist ...«

»Schicken Sie sie herein.«

Kurt Rieneck drehte sich zu Alma um. »Vielleicht ist es Ihr Glück, dass Frau Marscholek nicht da ist. Herr Lerch ist in Ordnung, wie Sie sehen werden. Gehen Sie, ich drücke Ihnen die Daumen!« Er nickte ihr ermutigend zu, dann hastete er davon.

Alma wandte sich zur halb geöffneten Tür und schluckte. Ihr Hals war mit einem Mal ganz eng. Was hatte sie sich da nur eingebrockt? Aber für einen Rückzieher war es zu spät.

»Nun kommen Sie schon rein!«, ertönte es ungeduldig von drinnen.

Alma schob die Tür ganz auf und trat ein. Der Raum war klein, aber wohnlich eingerichtet. Es gab einen Schreibtisch aus dunklem Holz, einen Schrank, einen Waschtisch und in der Ecke ein Bett, über dem eine Tagesdecke lag. An den Wänden hingen Bilder, die mediterrane Landschaften mit Pinien und Zitronenbäumen zeigten, und in einem schmalen Regal standen neben einigen Aktenordnern in Leder gebundene Bücher.

»Schließen Sie die Tür und treten Sie näher, junge Frau.«

Alma gehorchte und nahm auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz, auf den der Mann deutete, der dahin-

ter saß. Erst jetzt wagte sie, ihn genauer anzusehen. Er war etwa im Alter ihres Vaters, hatte jedoch nicht dessen vom Krieg gebeugte Haltung. Sein Gesicht war streng, aber nicht unfreundlich, sein akkurat frisiertes Haar von grauen Strähnen durchzogen. Sein Anzug wirkte teuer und saß tadellos. Womöglich war er der Schiffseigner oder der Kapitän.

»Sie möchten also auf der *Regina Danubia* arbeiten, Fräulein ...?«

»Engel«, antwortete sie mit belegter Stimme. »Alma Engel.«

Er faltete die Hände unter dem Kinn und nickte. »Wie alt sind Sie, Fräulein Engel?«

»Zweiundzwanzig.«

»Und Sie haben Erfahrung in diesem Bereich?«

Alma wurde es heiß. »Ich habe noch nie auf einem Schiff gearbeitet«, gestand sie.

»Ich meinte die Arbeit als Zimmermädchen. Sie ist auf einem Schiff nicht viel anders als an Land.«

»Ehrlich gesagt, habe ich auch noch nie als Zimmermädchen gearbeitet.« Alma spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. Was für eine Schnapsidee. Worauf hatte sie sich da nur eingelassen? »Bis vor wenigen Wochen hatte ich eine Stelle bei einem Rechtsanwalt«, erklärte sie. »Ich habe Briefe und Rechnungen für ihn getippt. Aber er hat sich zu Ruhe gesetzt, und nun brauche ich etwas Neues.«

Der Mann runzelte die Stirn. »Sie waren Schreibkraft und wollen als Zimmermädchen arbeiten?«

Alma blickte an dem Mann vorbei durch das runde Bullauge, hinter dem jedoch nur die feuchte Kaimauer

zu sehen war. »Es ist nicht einfach, eine gute Arbeit zu finden«, erklärte sie. »Meine Familie braucht das Geld. Mein Vater ist kriegsversehrt, er kann nicht mehr arbeiten. Meine Mutter nimmt Näharbeiten an, sie tut, was sie kann. Mein Bruder geht in die Lehre, da bringt er kaum was nach Hause. Meine älteren Schwestern sind beide verheiratet und haben ihren eigenen Haushalt, sie können nicht helfen. Eine wohnt zudem gar nicht mehr in Passau.« Alma wandte den Blick vom Fenster ab und sah Herrn Lerch direkt an. »Ich bin fleißig, und ich lerne schnell. Außerdem beherrsche ich alle möglichen Arbeiten. Ich helfe meiner Mutter seit vielen Jahren im Haushalt. Ich kann nähen, Wäsche waschen, Betten machen, putzen, bügeln, kochen ...«

Alma brach ab. Sie redete zu viel. Wie stets, wenn sie nervös war, lief ihr der Mund über. »Du redest dich noch um Kopf und Kragen, Kleine«, hatte Margot früher oft gesagt.

»Es ist etwas anderes, ein wenig im Haushalt zu helfen, als jeden Tag zwölf Stunden auf einem Schiff zu schuften, Fräulein Engel«, sagte der Mann, dessen Position an Bord sie noch immer nicht kannte, mit scharfer Stimme. »Und der Lohn ist auch nicht sonderlich hoch. Zwölf Reichsmark in der Woche, zuzüglich Kost und Logis. Sicherlich haben Sie bei Ihrem Anwalt deutlich mehr verdient.«

Das hatte sie in der Tat. Fünfundsiebzig Reichsmark im Monat hatte sie erhalten. Und die Arbeit war ihr leichtgefallen. Das Tippen auf der Maschine hatte sie im Nu gelernt, und die korrekten Formulierungen für juristische Schreiben waren ihr schnell in Fleisch und Blut

übergegangen. Aber es hatte sie gelangweilt, am Schreibtisch zu sitzen und die immer gleichen Sätze zu tippen. Außerdem würde sie auf der *Regina Danubia* aus Passau hinauskommen. Statt heulend auf dem Sofa zu liegen, die Hände auf die Ohren gepresst, um die Hochzeitsglocken nicht zu hören, würde sie etwas von der Welt sehen. War das nicht viel mehr wert als ein paar Reichsmark?

Sie beugte sich vor. »Bitte geben Sie mir die Möglichkeit, Ihnen zu beweisen, dass ich die Richtige für die Stelle bin, Herr Lerch. Ich verspreche, ich werde Sie nicht enttäuschen.«

»Bist du von Sinnen, Junge?« Anton Sailer stellte ärgerlich das Cognacglas ab. »Das ist eine vollkommen absurde Idee.«

»Bitte lass mich ...«

»Ich denke gar nicht daran, auch nur darüber zu diskutieren.«

»Du hast keine Wahl, Vater.« Vincent straffte die Schultern. Er würde sich nicht kleinkriegen lassen, diesmal nicht. »Du wolltest, dass ich mehr Verantwortung in der Reederei übernehme, jetzt musst du auch akzeptieren, dass du nicht mehr alles allein entscheidest.«

Sein Vater kniff die Augen zusammen. »Ich bin noch immer der Eigentümer und dein Vorgesetzter.«

Vincent wich seinem Blick nicht aus. »Und ich möchte, dass noch etwas von der Firma übrig ist, wenn ich sie eines Tages übernehme.«

»Untersteh dich!«

Vincents Blick schoss zur Tür. Sein Vater hatte so laut geschrien, dass Mutter und Sophie ihn bestimmt gehört hatten. Vater und er hatten sich nach dem Essen ins Herrenzimmer zurückgezogen, um bei einem Cognac über die Geschäfte zu sprechen, so wie sie es oft taten. Die beiden Frauen ahnten nicht, wie schlecht es um die Reederei stand. Mutter wollte grundsätzlich nichts über die Geschäfte ihres Mannes wissen, und Sophie interessierte sich bloß für ihre bevorstehende Hochzeit mit dem schneidigen jungen Anwalt Bertold Krohn, der zum Glück ebenfalls nicht ahnte, dass seine vermeintlich gute Partie womöglich gar nicht so gut war. Nicht dass Vincent bezweifelte, dass Krohn seine Schwester aufrichtig liebte und sie auch heiraten würde, wenn die Mitgift weniger üppig ausfiele. Doch enttäuscht wäre er sicherlich. Und Sophie noch viel mehr, wenn Vater ihr eröffnen müsste, dass das rauschende Fest mit mehr als zweihundert Gästen, das sie für das kommende Frühjahr plante, einige Nummern kleiner würde ausfallen müssen.

Vater hatte Vincents Blick bemerkt und senkte die Stimme. »Das war mein letztes Wort, lass uns das Thema wechseln.«

Vincent leerte sein Glas in einem Zug. »Nein«, sagte er so ruhig wie möglich. »Wenn du darüber nicht reden willst, reden wir gar nicht.«

Anton Sailers Gesicht färbte sich putterrot, sein Schnauzbart zitterte. »Du wagst es ...«

Vincent hob die Hände. »Dann gehe ich jetzt, Vater.

Aber behauptete später nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.« Er wandte sich zur Tür.

»Warte!«

Vincent drehte sich um.

Sein Vater war ans Fenster getreten und blickte hinunter auf die Donau. Großvater hatte die Villa in den Hang bauen lassen, auf dem Anger am linken Donauufer, von wo er den Hafen mit seiner Flotte stets im Blick hatte.

»Wenn du glaubst, dass du den Verbrecher dingfest machen kannst, indem du auf dem Schiff mitreist«, sagte Anton, »dann tu es in Gottes Namen. Aber ganz offiziell als Sohn des Reeders, nicht inkognito unter Deck.«

»Aber dann nützt es nichts. Wenn der Dieb erfährt, dass ich an Bord bin, ahnt er bestimmt auch den Grund, und dann wird er sich zurückhalten. Ich muss unsichtbar sein, mich im Schatten bewegen. Und ich muss mit dem Personal offen reden können. Dem Sohn ihres Arbeitgebers können sich die Leute nicht so anvertrauen wie einem Kollegen, der ihr Los teilt.«

Auf den letzten beiden Fahrten der *Regina Danubia* waren einigen Gästen wertvolle Schmuckstücke abhandengekommen. In allen Fällen konnte Anton Sailer die Angelegenheit diskret mit einer größeren Summe klären, doch auf Dauer wäre das ruinös, ganz abgesehen davon, dass es eine Frage der Zeit war, bis etwas über die Diebstähle an die Öffentlichkeit drang. Nicht jeder Bestohlene würde sich mit Schadenersatz zufriedengeben und den Mund halten. Und wenn die Sache erst öffentlich war, würde niemand mehr eine Reise auf dem Schiff buchen.

Der Reederei ging es ohnehin schlecht, der Krieg und die schweren Jahre danach mit der am Boden liegenden Wirtschaft und der Hyperinflation hätten beinahe den Ruin bedeutet. Nun, wo es endlich wieder bergauf gehen könnte, machte ihnen ein Juwelendieb das Leben schwer.

Vincents Vater trat vom Fenster weg und ließ sich auf einen Sessel am Kamin nieder. »Vielleicht sollte ich das Kaufangebot der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft annehmen. Es ist gar nicht so schlecht. Ohne die *Regina Danubia* könnten wir uns voll auf den Transportsektor konzentrieren. Und den Dieb wären wir auch los.«

Die Reederei Sailer bestand vor allem aus Frachtern, die Güter auf der Donau transportierten. Doch die Auftragslage war bescheiden. Sie waren auf die Passagierschifffahrt angewiesen, um kostendeckend zu arbeiten.

»Ohne die *Regina Danubia* trägt sich die Reederei nicht«, erinnerte Vincent seinen Vater. »Das weißt du genau.«

»Mit dem Erlös aus dem Verkauf hätten wir etwas Luft. Bestimmt geht es bald wieder bergauf mit der Frachtschifffahrt.«

»Und wenn nicht?« Vincent hätte seinen Vater am liebsten gepackt und geschüttelt. Warum war er nur so stur und uneinsichtig?

Anton Sailer seufzte. »Es muss doch eine andere Lösung geben.«

»Und welche?«

»Ich könnte das komplette Personal austauschen, dann wären wir den Dieb los.«

Vincent starrte ihn an. »Du willst verdiente Mitarbeiter rausschmeißen, weil einer davon unehrlich ist?«

»Habe ich eine Wahl?«

»Es arbeiten mehr als vier Dutzend Menschen an Bord der *Regina Danubia*. Heizer, Maschinisten, Bootsläufe, Schiffsjungen und das gesamte Hotelpersonal, die kannst du nicht alle auf einen Schlag ersetzen. Das Schiff läuft morgen früh aus und ist fast ausgebucht. Wie stellst du dir das vor?«

»Du hast ja recht, Junge.« Anton Sailer rieb sich müde über das Gesicht. »Aber was soll ich tun? Ich stehe mit dem Rücken zur Wand.«

Vincent nahm auf dem zweiten Sessel Platz und beugte sich vor. »Lass es mich auf meine Art versuchen. Bitte!«

»Und als was willst du an Bord gehen? Als Heizer? Du hast doch gar keine Ahnung von dieser Arbeit.«

»Ich geh als Zimmerkellner, da komme ich überallhin. In die Kabinen, in den Salon, an Deck. Ich kann Augen und Ohren offen halten, mich unauffällig umsehen.« Vincent atmete erleichtert aus. Endlich gab sein Vater nach. »Aber es darf niemand außer dem Kapitän Bescheid wissen, sonst ist der Plan zum Scheitern verurteilt.«

Alma stieg die Treppe in den dritten Stock hinauf. Mit jeder Stufe wurde sie langsamer. In der Gasse hatte sie sich noch beeilt, weil sie ihren Eltern unbedingt die freudige Nachricht überbringen wollte, doch nun kehrten die

Zweifel zurück. Was hatte sie nur getan? Hatte sie vollkommen den Verstand verloren?

Als Herr Lerch ihr den Vertrag hingeschoben hatte, hatten ihre Hände vor Aufregung gezittert. Trotzdem hatte sie nach dem Federhalter gegriffen und schwungvoll ihren Namen unter das Dokument gesetzt. Nun brannte es ein Loch in ihre Tasche.

Alma erreichte die Wohnungstür und blieb stehen. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie eine derart weitreichende Entscheidung getroffen, ohne zuvor mit ihren Eltern zu sprechen. Mehr noch, sie hatte es in dem Wissen getan, dass ihr Vater und ihre Mutter niemals eingewilligt hätten. Sie würden außer sich sein.

Alma horchte. In der Wohnung war es still, nur ein leises Rattern war zu hören. Also saß Mutter an der Nähmaschine. Sie nahm Näh- und Stopfarbeiten an, um die Invalidenrente des Vaters aufzubessern. Alma fasste sich ein Herz, schloss auf und trat ein.

»Alma! Bist du das?«, rief ihre Mutter aus der Küche. »Wo bist du gewesen? Wir haben uns Sorgen gemacht!«

Alma nahm den Hut vom Kopf und legte ihn auf die Kommode, warf einen Blick in den fleckigen Spiegel, der darüber hing. Ihr Gesicht war gerötet, ob von der Sonne, ihrer hastigen Rückkehr oder vor Aufregung, war schwer zu sagen. Sie wandte sich vom Spiegel ab und trat in die Küche, die zugleich als Wohnraum diente.

Die Wohnung der Familie Engel bestand neben dieser Küche lediglich aus dem winzigen Flur mit der Kommode, einem Schlafzimmer für die Eltern und einer Kammer, in der Almas Bruder schlief. Sie selbst ver-

brachte die Nächte auf dem Sofa in der Küche. Das Zimmer, das sie früher mit ihren älteren Schwestern geteilt hatte, war untervermietet. Ein verwitterter Postbeamter lebte dort, ein ehemaliger Kollege von Almas Vater, der wie durch ein Wunder unverletzt durch den Krieg gekommen war, jedoch seine Frau im November 1918 durch die Spanische Grippe verloren hatte.

»Es tut mir leid, ich musste noch etwas erledigen.« Alma stellte die Tasche auf einem Stuhl ab. Sie sah erst ihre Mutter, dann ihren Vater an, der an seinem Stammplatz am Kopfende des Tisches saß, die Pfeife im Mundwinkel. In den ersten Wochen nach seiner Heimkehr hatte Mutter noch versucht, ihn vom Rauchen abzubringen. »Ist dir der Lungenschuss nicht genug? Du bekommst ohnehin kaum Luft, musst du dich nun ins Grab qualmen?«, hatte sie gefordert. Doch er hatte jedes Mal erwidert, dass die Pfeife das einzige ihm verbliebene Vergnügen sei, und so hatte sie es irgendwann aufgegeben.

Tatsächlich tat Vater selten etwas anderes, als am Tisch zu sitzen, die Pfeife in der Hand, und schweigend ins Leere zu starren. Dabei war er früher so ein lebenslustiger Mann gewesen. Er hatte seinen Beruf als Postbote geliebt. »Da kommt man herum«, hatte er immer gesagt. »Und man lernt die Leute kennen, hält einen Plausch, hört sich die Sorgen und Freuden an, kann hie und da mit einem Rat zur Seite stehen.«

Walter Engel war immer gesellig und unternehmungslustig gewesen. Fast jedes Wochenende hatte er mit Alma und ihren Geschwistern Ausflüge unternommen, sie hatten Kahnfahrten auf der Donau und dem Inn ge-

macht, Spaziergänge an den Ilzschleifen und waren die dreihunderteinundzwanzig Stufen der Wallfahrtsstiege zur Mariahilf-Kirche hinaufgestiegen, von wo man eine wunderbare Aussicht auf die Stadt hat. Jetzt saß Vater nur noch zu Hause, und die Welt draußen scherte ihn nicht mehr.

Die Pfeife war das Einzige, was Alma mit dem Mann verband, der er früher gewesen war. Der süße Tabakgeruch erinnerte sie an die Momente, wenn er sie in den Arm genommen hatte, um sie zu trösten, weil die großen Schwestern sie beim Spiel nicht dabeihaben wollten, oder wenn er sie auf die Schultern gehoben hatte, um mit ihr durch die enge Wohnung zu reiten. Sie war dann die Prinzessin gewesen und er der feurige Schimmel, auf dem sie durch den Zauberwald zu ihrem Schloss galoppierte.

Die Mutter holte Alma zurück in die Gegenwart.
»Hast du die Sachen mitgebracht?«

»Natürlich.« Alma öffnete die Badetasche und entnahm ihr die Einkäufe. Zum Glück hatte sie das Kurzwarengeschäft noch vor Ladenschluss erreicht. Nacheinander legte sie eine Rolle weißes Nähgarn, Saumband und eine Papiertüte mit Wäscheknöpfen auf den Tisch.

Ihre Mutter nickte zufrieden. »Du kannst dir den Rest Suppe warm machen, Vater und ich haben schon gegessen. Und dein Bruder ist noch mal fort.« Katharina Engel presste die Lippen zusammen und warf ihrem Mann einen Blick zu. Offenbar hatte es zu dem Thema Unstimmigkeiten gegeben, doch Alma wollte lieber nicht nachfragen. Leo war Kommunist, was immer wieder zu Streitigkeiten in der Familie führte.

Sie nahm ihr feuchtes Handtuch aus der Tasche und hängte es an die Leine über dem Ofen. Sie war erleichtert, dass Leo nicht da war und für Spannungen sorgte, das Gespräch mit den Eltern würde auch so schon schwierig genug werden.

»Wollt ihr denn gar nicht wissen, was ich noch zu erleidigen hatte?«, fragte sie, während sie zwei Wäscheklammer aus dem Beutel nahm.

»Du wirst es uns schon sagen, Kind.« Die Nähmaschine begann zu rattern.

»Ich habe eine neue Stelle.« Alma zupfte das Handtuch zurecht und drehte sich um.

Katharina unterbrach ihre Arbeit. »Das ist ja wunderbar. Wo?«

»Auf der *Regina Danubia*. Als Zimmermädchen. Wir laufen morgen früh aus.«

»Auf einem Schiff?«, rief Katharina entsetzt. »Bist du von Sinnen?«

»Es ist anständige Arbeit, und gut bezahlt«, verteidigte sich Alma. »Ich verdiene zwar nicht ganz so viel wie als Schreibkraft, aber dafür sind Kost und Logis eingeschlossen. Und die Arbeitskleidung wird auch gestellt.«

»Und wer macht die ganze Arbeit hier, während du fort bist?«, fragte ihre Mutter vorwurfsvoll und deutete auf den Wäschestapel. »Wie stellst du dir das vor? Einfach auf Reisen gehen und mich mit allem alleinlassen!«

»Es ist doch nur für vier Wochen.«

»Vier Wochen!« Statt ihre Mutter zu besänftigen, schien diese Information sie noch mehr aufzubringen. »Auf keinen Fall!«, bestimmt sie. »Das erlaube ich nicht.«

»Du hast selbst gesagt, dass uns das Geld fehlt, das ich bei dem Anwalt verdient habe.« Alma blickte hilfesuchend zu ihrem Vater.

Der legte seine Pfeife auf dem Tisch ab. »Ich fürchte, du hast das nicht zu Ende gedacht, mein Kind. Du besitzt nicht einmal einen Pass, für dich wäre die Reise nach ein paar Kilometern vorbei.«

Alma lächelte triumphierend. »Ich habe wohl einen. Erinnerst du dich nicht, dass ich im vergangenen Sommer mit Ida zu ihrer Tante nach Linz fahren wollte? Wir hatten schon die Pässe beantragt, als die Tante absagen musste.«

Ihr Vater hob die Brauen. »Du hast offenbar an alles gedacht, Kind.« Er wandte sich an ihre Mutter. »Ich schätze mal, unsere Tochter hat bereits Nägel mit Köpfen gemacht. Ist es nicht so, Alma?«

Sie nickte stumm.

»Dann können wir nichts mehr machen, sie ist schließlich volljährig.«

»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast, Walter?« Almas Mutter verschränkte die Arme. »Unsere Tochter lässt uns von heute auf morgen im Stich, und du nimmst es einfach so hin? Früher hättest du dir nicht so auf der Nase herumtanzen lassen.«

Walter zuckte bei ihren letzten Worten zusammen, und Katharina redete schnell weiter. »Volljährig oder nicht, solange sie bei uns wohnt, muss sie sich fügen.«

»Aber ich habe den Vertrag schon unterschrieben«, wandte Alma ein.

Ihr Vater sah sie an, und für einen winzigen Augen-

blick glaubte sie, in seinen Augen etwas funkeln zu sehen, das sie daran erinnerte, wie er früher war. Doch es verschwand so schnell wieder, dass sie nicht sicher war.

»Katharina, meine Liebe«, sagte er in beschwichtigendem Ton. »Reg dich nicht auf. Lass dem Kind das kleine Abenteuer. Eine Reise auf der Donau wie eine feine Dame, das stellt sie sich bestimmt vergnüglich vor. Nur dass sie von der Donau gar nichts sehen wird, weil sie den ganzen Tag unter Deck schuften muss. Ich garantiere dir, nach dieser Eskapade wird dein Töchterchen reumütig in den Schoß der Familie zurückkehren. Bevor sie nicht am eigenen Leib gespürt hat, wie die Welt da draußen wirklich ist, wird sie ohnehin keine Ruhe geben. Du kennst sie doch.«

Alma spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht schoss.
»Aber ich stelle mir gar nicht vor ...«

Ihr Vater hob die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen. »Ich hoffe, du bist dir darüber im Klaren, dass du deiner Mutter Kummer bereitest. Sie hat es wirklich nicht leicht mit einem Mann, der bloß noch ein nutzloser Krüppel ist. Da kann sie nicht auch noch eine Tochter mit Flausen im Kopf gebrauchen.«

Alma senkte den Blick. »Es tut mir leid, Mutter.«

Katharina Engel seufzte. »Hättest du nicht wenigstens vorher mit uns reden können?«

»Ich habe doch selbst vorhin erst von der freien Stelle erfahren. Und morgen geht es schon los. Ich musste mich sofort entscheiden.«

»Also gut, vier Wochen. Die stehen wir irgendwie durch.« Katharina Engel griff wieder nach der Näharbeit. »Aber vorher hilfst du mir noch mit den Hemden.«

Sie deutete auf den Stapel mit der Wäsche. »Sonst werde ich nicht rechtzeitig fertig.«

»Aber ich muss noch packen«, protestierte Alma. »Morgen früh muss ich um sechs Uhr an Bord sein.«

»Dann solltest du dich sputen, damit du noch ein paar Stunden Schlaf bekommst.« Ihre Mutter nickte zum Herd. »Iss einen Teller Suppe, und danach übernimmst du die Knöpfe.«

* * *

Ludwig prüfte noch einmal den Sitz seiner Kapitänsuniform, deren Größe sich in den letzten dreißig Jahren nicht geändert hatte, strich sich über den weißen Vollbart und stieg die sieben Stufen zum Portal der Sailer-Villa hinauf. Der Abend war lau, dennoch fröstelte er. Das bevorstehende Gespräch bereitete ihm Magenschmerzen. Auch wenn es so aussah, als würde es weniger schwierig werden als befürchtet.

Aus welchem Grund hätte Anton Sailer ihn zu dieser späten Stunde rufen lassen, wenn nicht, um über die *Regina Danubia* zu reden? Hätte sein Arbeitgeber ihn nicht um ein Gespräch gebeten, wäre Ludwig von sich aus zu ihm gegangen. Die *Regina Danubia* durfte morgen nicht auslaufen, nicht unter diesen Umständen. Er, Ludwig Bender, ehemaliger Kapitän zur See, war einmal seiner Verantwortung nicht gerecht geworden, ein zweites Mal würde das nicht geschehen.

Er streckte die Hand nach der Glocke aus, ließ sie jedoch wieder sinken. Es war nicht einfach, Anton Sailer

mit derart schlechten Nachrichten gegenüberzutreten. Aber vielleicht hatte der ja bereits eine Lösung. Vielleicht gab es nur eine Verzögerung. So lange, bis alle Probleme behoben waren. Ludwig zog an der Glocke, das Hausmädchen öffnete.

»Kapitän Bender«, begrüßte sie ihn. »Kommen Sie herein, der gnädige Herr erwartet Sie.«

Ludwig folgte ihr in die Eingangshalle, wo auf Marmorsäulen Schiffsmodelle standen, vom Anfang der Flusschiffahrt bis heute. In einer Vitrine bewahrte Anton Sailer sein wertvollstes Stück auf. Den Bug eines afrikanischen Einbaums. Ein Archäologe aus Berlin, eine Koryphäe auf diesem Gebiet, hatte das Fundstück als echt bestätigt und es auf ein Alter von mindestens dreizehnhundert Jahren geschätzt. Sailer hatte ein kleines Vermögen dafür ausgegeben.

Das Hausmädchen ging voran in den ersten Stock. Sie führte Ludwig in den Raum, wo Anton Sailer gewöhnlich seine männlichen Gäste empfing: das Herrenzimmer mit dem einzigartigen Blick auf die Donau und über die Dächer von Passau.

»Herr Kapitän Ludwig Bender, gnädiger Herr.«

Sailer, der am Fenster stand, drehte sich um, kam auf Ludwig zu und reichte ihm die Hand.

»Danke, Marie«, sagte er. »Du kannst gehen.«

Das Hausmädchen ließ sie allein und schloss die Tür. Das Zimmer war in warmes Licht getaucht, nicht zu hell jedoch, sodass man die erleuchteten Fenster und Straßenlaternen am anderen Ufer sowie die im Mondlicht glitzernde Donau noch erkennen konnte.

»Etwas zu trinken?«, fragte Sailer. »Kaffee oder eine frische Limonade vielleicht?«

»Nein, danke.«

Sailer hielt eine Cognacflasche hoch. »Ich hoffe, es ist in Ordnung, wenn ich mir noch einen genehmige.«

»Selbstverständlich.«

Sailer goss sich ein. Ludwig bemerkte, dass auf dem Tisch neben dem Kamin ein zweites Glas stand. Womöglich hatte Sailer früher am Abend bereits einen Besucher empfangen.

»Auf die *Regina Danubia*, möge sie eine gute Reise haben.« Sailer hob sein Glas und trank.

Ludwig erkannte, dass er sich zu früh gefreut hatte. Aus welchem Grund auch immer Anton Sailer ihn sprechen wollte, es hatte offenbar nichts mit Ludwigs Anliegen zu tun.

»Mein lieber Bender. Sicherlich fragen Sie sich, was ich zu dieser späten Stunde von Ihnen will. Glauben Sie mir, ich hätte Sie nicht so kurz vor der Abfahrt hergeben, wenn es nicht wichtig wäre.«

Ludwig wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, also schwieg er abwartend.

»Ich will nicht lange drum herumreden«, fuhr Sailer fort. »Mein Sohn wird mit Ihnen reisen. Inkognito, als Kellner. Niemand außer Ihnen darf davon wissen. Denn er hat einen Auftrag, den er nur erfüllen kann, wenn er unerkannt bleibt. Er soll den Juwelendieb ergreifen.«

Ludwig schnappte überrascht nach Luft. Diese Ankündigung musste er erst verdauen. Vincent Sailer als Detektiv an Bord der *Regina Danubia*? Was für eine ver-

rückte Idee. Aber wenn er es recht bedachte, doch nicht ganz so verrückt. Sailer konnte die Polizei nicht einschalten, das hätte Staub aufgewirbelt und seinem Ruf erheblich geschadet. Vielleicht hätten viele Gäste ihre Buchung storniert, in dem Wissen, dass es auf der *Regina Danubia* einen Dieb gab.

»Nun, äh«, stammelte er. »Das ist sehr unkonventionell, Herr Sailer, aber womöglich eine gute Idee.«

»So ganz wohl ist mir bei der Sache auch nicht«, gestand Sailer. »Aber wer nicht wagt ...«

Sailer lächelte, doch Ludwig brachte nur ein krampfhaftes Zucken der Mundwinkel zustande. Jetzt würde es noch schwieriger werden, den Reeder zu überzeugen.

»Sie sind skeptisch?«, fragte Sailer.

»Nicht, was das Vorhaben Ihres Sohnes angeht«, beeilte Ludwig sich zu sagen. »Aber ...«

»Aber was?«, fragte Sailer scharf.

»Es geht um das Problem, über das wir vor zwei Wochen sprachen. Es ist noch nicht gelöst, oder besser gesagt, es hat weitere Probleme zutage gefördert.«

Sailer stellte sein Glas so fest ab, dass Ludwig schon die Splitter fliegen sah, aber es war dickwandig genug, dass es hielt.

»Was soll das heißen, Bender? Ich dachte, es ging um ein Ventil, nicht mehr.«

»Das dachte ich auch. Aber als wir das Ventil ausbauten und dabei eine Routineinspektion durchführten, stellten wir fest, dass die Hälfte der Heißdampfrohre von innen angerostet sind. Und einer der beiden Druckkessel an einigen Stellen ebenfalls.«

»Sie haben die *Regina Danubia* doch gerade von Regensburg nach Passau gefahren, und da gab es bis auf das Ventil keinerlei Störungen, oder sehe ich das falsch?«

»Das ist richtig, aber die Überholung der Dampfmaschine ist seit einiger Zeit überfällig. Das wissen Sie genauso gut wie ich.«

»Natürlich weiß ich das, aber wir müssen im Moment den Gürtel etwas enger schnallen. Ist das Heißluftventil jetzt wenigstens in Ordnung?«

»Es funktioniert einwandfrei.«

»Läuft die Maschine heiß? Haben Sie Risse an dem Kessel feststellen können? Besteht eine unmittelbare Gefahr?«

Auf all diese Fragen musste Ludwig mit Nein antworten. Ihm brach der Schweiß aus. Es ging ja nicht um eine unmittelbare Gefahr, sondern um Wahrscheinlichkeiten. Vielleicht hielt der Kessel noch fünfhundert oder fünftausend Stunden, vielleicht aber auch nur fünfzig. Niemand wusste das. Wenn er barst, bestand die Möglichkeit, dass die Explosion Menschenleben forderte. Bei Fahrt waren rund um die Uhr mindestens vier Personen im Maschinenraum. Zwei Heizer und zwei Maschinisten. Die würde es zuerst erwischen.

Ludwig schüttelte den Kopf. »Ich will kein Risiko eingehen, Herr Sailer. Es sind einmal durch eine Fehlentscheidung meinerseits Menschen ums Leben gekommen, und ich habe mir geschworen, dass es nie wieder so weit kommt. Das verstehen Sie doch sicherlich.«

Sailer nickte. »Natürlich, Bender. Aber ich kenne mich auch ein bisschen mit Schiffen aus, und ich weiß, dass die

Regina Danubia fahrtüchtig ist. Glauben Sie ernsthaft, ich würde meinen Sohn an Bord gehen lassen, wenn ich es für gefährlich hielte?«

»Natürlich nicht, Herr Sailer.«

»Sehen Sie? Ich kenne die *Regina Danubia* in- und auswendig, mein lieber Kapitän. Sie ist eine Diva, aber gut in Schuss. Ein bisschen Rost hier, ein schwergängiges Ventil da, das ist vollkommen normal. Die Maschine ist für die Ewigkeit gebaut, der kann so leicht nichts etwas anhaben. Außerdem ist es noch keine zehn Jahre her, dass sie gründlich überholt wurde. Sobald sie ein paar Tage gelau-fen ist, wird der Rost weggebrannt sein, glauben Sie mir. Und wenn es Sie beruhigt, können Sie die Heißdampf-rohre während der ersten längeren Liegezeit austauschen lassen. Aber wir müssen morgen auslaufen. Das steht fest.«

Rohre austauschen, das ging schnell und kostete nicht viel, und es würde zumindest ein Problem beseitigen. Aber damit war es noch nicht getan.

»Das werde ich gern ausführen lassen.« Ludwig zögerte einen Moment. »Allerdings ist das nicht alles. Der Maschinist weigert sich mitzufahren, solange der Kessel nicht ausgetauscht ist.«

Sailer schnaubte. »Und das fällt ihm wenige Stunden vor der Abfahrt ein? Jetzt verstehe ich, worauf der Kerl aus ist. Seit Tagen schon geht er mich um höheren Lohn an. Da hat er sich verkalkuliert, ich lasse mich nicht er-pressem. Soll er doch zum Teufel gehen. Morgen früh haben Sie einen neuen Maschinisten, mein lieber Bender, das verspreche ich Ihnen.« Anton Sailer streckte ihm die Hand entgegen. »Einverstanden?«

Ludwig zögerte. »Unter einer Bedingung«, sagte er schließlich. »Wenn der neue Maschinist ebenfalls die Sicherheit der Maschine infrage stellt, bleibt die *Regina Danubia* im Hafen.«

Sailer lächelte zufrieden. »Das ist fair.«

Ludwig schlug ein, doch die erwartete Erleichterung wollte sich nicht einstellen. Er hatte das Gefühl, das Schicksal herauszufordern. Und er wusste, dass es ihm nicht gewogen war.

* * *

»Treten Sie ein, Fräulein Ravensberg.« Theodor Keller machte eine einladende Handbewegung, fast so, als wäre sie ein Gast, nicht seine Sekretärin.

Keller war Mitglied der DVP, der Deutschen Volkspartei, und saß als Abgeordneter für Niederbayern im Reichstag. Natürlich hatte er ein Büro in Berlin, aber in seiner Heimatstadt Passau erledigte Claire seine Schreibarbeiten. Wenn Keller sich in Passau aufhielt, kam es nicht selten vor, dass er sie abends noch kommen ließ, um ihr Briefe zu diktieren. Claires Vater war nicht sehr angetan von diesen späten Besuchen, zumal Keller aus seiner Sicht in der falschen Partei war. Die Anhänger der Deutschen Volkspartei, der auch Außenminister Gustav Stresemann angehörte, waren seiner Ansicht nach keine wahren Patrioten. Claire sah das anders, doch zu Hause behielt sie ihre Meinung lieber für sich.

Überrascht blieb sie stehen, als sie bemerkte, dass sich ein zweiter Mann in Kellers Arbeitszimmer befand. Er saß

in einem Ledersessel der Sitzgruppe, wo der Abgeordnete häufig seine Parteigenossen empfing. Der Unbekannte war einige Jahre älter als Keller, hatte ein schmales Gesicht und eine Halbglatze. Claire hatte ihn noch nie gesehen.

Nun erhob er sich, trat auf sie zu. Keller räusperte sich.
»Das ist das Fräulein Ravensberg, Herr Staatssekretär.«

Der Fremde reichte ihr die Hand. »Carl von Schubert, angenehm.«

Claire blinzelte überrascht. Das Gesicht kannte sie nicht, den Namen schon. Carl von Schubert war Stresemanns rechte Hand.

Als Keller sie vor einigen Tagen gefragt hatte, ob sie einen delikaten Auftrag für ihn übernehmen wolle, hatte sie nicht geahnt, von wie hoch oben diese Anfrage kam. Sie hatte sich auf ein wenig Abwechslung vom Alltag gefreut und spontan zugesagt. Erst jetzt dämmerte ihr, dass ihre Aufgabe womöglich schwieriger war, als sie angenommen hatte.

»Guten Abend«, erwiderte sie steif.
»Der Abgeordnete Keller spricht in den höchsten Tönen von Ihnen«, sagte Schubert und strich sich über seinen Schnurrbart. »Hat er Ihnen erklärt, wie wichtig Ihre Mission ist?«

Claire warf ihrem Arbeitgeber einen raschen Blick zu.
»Das hat er, in der Tat. Sie können sich auf mich verlassen, ich werde Sie nicht enttäuschen.«

»Und er hat Sie auf die Gefahren hingewiesen?«
Wieder schaute Claire zu Keller, der zu ihrem Erstaunen kaum merklich nickte. Von Gefahren war nie die Rede gewesen.

Trotzdem bemühte sie sich um ein zuversichtliches Lächeln. »Jawohl, Herr Staatssekretär.«

»Die Wahl ist auf Sie gefallen, weil Sie eine Frau sind«, erklärte Schubert. »Niemand würde vermuten, dass wir etwas so Wichtiges einer so schwachen Person anvertrauen. Dennoch müssen Sie äußerst vorsichtig sein. Mächtige Feinde bedrohen unsere Mission. Das wissen Sie hoffentlich.«

Claire schluckte. »Ja, Herr Staatssekretär.«

»Ich muss mich darauf verlassen können, dass Sie Ihren Auftrag gewissenhaft ausführen.« Er beäugte sie, als wäre er noch immer nicht überzeugt. »Das Schicksal des Reichs hängt vom Gelingen Ihrer Mission ab.«

Claire hatte plötzlich einen dicken Kloß im Hals. »Ich werde mein Bestes geben«, versprach sie.

Theodor Keller räusperte sich. »Sie haben hoffentlich mit niemandem über ihre bevorstehende Reise gesprochen, Fräulein Ravensberg.«

»Doch, das habe ich.«

Carl von Schuberts Brauen schossen hoch.

Claire lächelte, zufrieden über ihren kleinen Triumph. »Natürlich musste ich überall herumerzählen, dass ich meine Cousine in Deggendorf besuche. Ich kann ja nicht einfach so von heute auf morgen verschwinden. Das würde viel zu viel Aufmerksamkeit erregen.«

»Selbstverständlich«, bestätigte Schubert, sichtlich aus dem Konzept gebracht. »Und die Cousine?«

»Deckt meine romantische, wenn auch etwas unschickliche Reise mit meinem Verlobten an die Ostsee.«

»Aha.« Der Staatssekretär betrachtete sie einen Mo-

ment lang, dann griff er nach einer Aktentasche, die auf dem Boden neben dem Sessel stand, und entnahm ihr eine Mappe.

»Hüten Sie dieses Dokument wie Ihren Augapfel, Fräulein Ravensberg. Niemand darf es sehen. Unter keinen Umständen. Und übergeben Sie es ausschließlich der Person, die die Lösung kennt. Herr Keller wird Sie über die weiteren Details der Übergabe unterrichten.«

Der Staatssekretär reichte Claire die Mappe, deren Leder sich dick und schwer anfühlte. Die kunstvoll verschlungenen Initialen GS waren mit silberner Farbe in das Leder geprägt, ein kleines Schloss sicherte den Inhalt vor unbefugtem Zugriff.

»Das war alles von meiner Seite.« Von Schubert nickte Keller zu, der nach dem Dienstmädchen klingelte. »Unser Gast möchte gehen.«

Das Mädchen holte von Schuberts Hut und Mantel. Nachdem er beides angelegt hatte, schüttelte der Staatssekretär Keller die Hand. Dann trat er zu Claire und lüftete den Hut. »Habe die Ehre, Fräulein Ravensberg. Alles Gute für Ihre Reise.« Er setzte den Hut wieder auf, nahm seine Aktentasche und folgte dem Mädchen nach draußen.

»Ich hatte ja keine Ahnung«, murmelte Claire, nachdem sie die Haustür hatte zufallen hören.

Keller hob eine Augenbraue. »Wollen Sie einen Rückzieher machen?«

»Keinesfalls.«

Keller nickte zufrieden. »Dann sollten wir die Details durchsprechen.«

KAPITEL 2

Passau, Donnerstag, 13. August 1925

»Ihr wisst, was ihr zu tun habt, also an die Arbeit«, befahl Olga Marscholek. »In zwei Stunden kommen die Gäste an Bord, dann muss alles bereit sein.« Sie drehte sich zu Alma um. »Sie bleiben bei mir, ich muss Ihnen noch einige Dinge erklären.«

Alma nickte, zu aufgereggt, um auch nur ein Wort zu sprechen. Sie war eine halbe Stunde vor dem Wecker aufgewacht, obwohl dieser auf fünf Uhr gestellt war. Immerhin hatte sie so noch Zeit gehabt, schnell bei ihrer Freundin vorbeizulaufen, bevor sie sich zum Dienst melden musste.

Ida hatte nicht schlecht gestaunt, als Alma sie im Morgengrauen mit Steinchen, die sie an die Fensterscheibe warf, aus dem Schlaf riss, um ihr zu erzählen, dass sie in den kommenden Wochen nicht in Passau sein würde.

»Was soll das heißen, du bist nicht in der Stadt?«, hatte sie verschlafen gefragt.

»Ich habe eine Stelle auf der *Regina Danubia*.«

»Das hast du dir ausgedacht.«

»Nein. Um sechs muss ich dort sein.«

Ida hatte die Strickjacke enger um den Körper geschlungen und sich aus dem Fenster gelehnt. »Warum hast du mir nichts davon erzählt?«

»Weil ich es selbst erst seit gestern Abend weiß. Ich habe mich auf dem Heimweg beworben und bin genommen worden.«

Ida schüttelte den Kopf. »Aber warum ...«

»Ich brauche die Stelle. Und in Passau hält mich ohnehin nichts mehr ... außer dir natürlich.«

»Ach, Alma«, seufzte Ida. »Du trauerst doch nicht noch immer diesem Taugenichts hinterher.«

»Ich dachte ...« Alma verstummte.

»Er ist es nicht wert, ihm auch nur eine Träne nachzuweinen, Süße. Eine wie dich hat der gar nicht verdient.«

»Du hast gut reden, Ida. Du hast deinen Felix.«

»Du wirst schon noch den Richtigen finden.« Auf Idas Gesicht breitete sich ein schelmisches Grinsen aus. »Gibt es nicht jede Menge junge Männer an Bord eines Passagierdampfers?«

»Die interessieren mich nicht.«

»Das werden wir ja sehen.«

Alma schüttelte den Kopf. »Ich muss los, sonst komme ich gleich am ersten Arbeitstag zu spät.«

»Was soll ich nur ohne dich machen, Alma? Schämst du dich nicht, in die weite Welt zu reisen, während ich hier versauere?«

»Ich bin schneller zurück, als dir lieb ist, Ida, wirst schon sehen.«

»Versprich mir, so oft wie möglich zu schreiben. Ich

will alles wissen über die aufregenden, skandalösen Dinge, die sich an Bord zutragen.«

Alma hatte schmunzelnd geseufzt. »Ich gebe mein Bestes.«

Mit diesem Versprechen war sie losgespurtet und gerade noch rechtzeitig eingetroffen, um die Ansprache der Hausdame zu hören, mit der sie die Zimmermädchen an die Arbeit schickte.

Alma schätzte Olga Marscholek auf etwa vierzig, auch wenn die Frau auf den ersten Blick älter wirkte, was vor allem an den eher harschen Gesichtszügen lag, die wohl nur selten ein Lächeln verzauberte. Und an den Haaren, die zu einem altmodischen Knoten im Nacken zusammengesteckt waren.

»Dann wollen wir doch mal sehen, was Herr Lerch mir da eingebrockt hat«, sagte sie nun und musterte Alma von oben bis unten. »Ein bisschen mager sind Sie, Kind. Ich hoffe, Sie kippen nicht bei der kleinsten Anstrengung um.«

»Das wird bestimmt nicht geschehen, Frau Marscholek«, erwiderte Alma mit einem zuversichtlichen Nicken.

»Wir werden sehen.« Die Hausdame deutete auf einen Wäschestapel. »Handtuch, Waschlappen und die Uniform. Die müssen Sie an Bord stets tragen, denn Sie sollen jederzeit als Mitglied der Besatzung zu erkennen sein. Nur wenn Sie frei haben, während wir in einem Hafen liegen, und an Land gehen wollen, dürfen Sie Ihre Privatkleidung anziehen. Und achten Sie darauf, dass das Uniformkleid immer tadellos sauber ist und ordentlich sitzt. Ich fürchte, dieses hier ist Ihnen etwas zu weit, Ihre Vorgängerin war ein wenig kräftiger um die Hüften. Sie

müssen es heute Abend nach Dienstschluss ändern. Das können Sie doch, oder?«

Alma nickte. »Ja, Frau Marscholek.«

»Dann noch zu den übrigen Regeln an Bord. Die Räumlichkeiten der Passagiere sind für Sie tabu, keinesfalls dürfen Sie sich dort aufhalten. Das gilt nicht nur für die Kabinen, sondern auch für den Speisesaal, die Salons, die Bibliothek und alle anderen Räume. Und natürlich auch für das gesamte Deck. Dort haben Sie überhaupt nichts verloren. Betreten dürfen Sie diese Bereiche nur, um Ihre Arbeit zu verrichten. Die besteht darin, die Kabinen in Ordnung zu halten. Alle Gästekabinen werden jeden Tag gründlich aufgeräumt und gereinigt. Zudem werden frische Handtücher und Seife bereitgelegt. Des Weiteren müssen die Korridore, Bäder und alle anderen Passagierbereiche geputzt werden. Natürlich immer nur, wenn sich dort gerade niemand aufhält. Sie müssen für die Gäste unsichtbar sein, haben Sie das verstanden?«

»Das habe ich, Frau Marscholek.«

»Sie bleiben auf dem Mitteldeck, wo die Kabinen der zweiten Klasse sind. Gehen Sie auf keinen Fall in die erste Klasse, dort arbeiten nur die erfahrenen Zimmermädchen. Sollte ich Sie auf dem Oberdeck erwischen, wäre das ein Kündigungsgrund. Gleichermaßen gilt übrigens für das Unterdeck. Dort sind der Maschinenraum, der Kohlenbunker, die Küche und die Kajüten der Schiffsleute. Da haben die Zimmermädchen nichts verloren. Einzig in die Wäscherei dürfen Sie gehen, aber nur, wenn ich oder eines der dienstälteren Mädchen es ausdrücklich anordne. So weit alles klar?«

»Ich bleibe auf dem Mitteldeck«, bestätigte Alma. Immerhin wusste sie, dass das Deck, auf dem sie sich gerade befanden, das Mitteldeck war, sozusagen das Erdgeschoss der *Regina Danubia*. Das Oberdeck war der erste Stock, die Beletage, darüber kam noch das Promenaden-deck, wo die Gäste die Reise an der frischen Luft genießen konnten. Das Unterdeck war der Keller.

»Und noch etwas, bevor Sie an die Arbeit gehen: Ihre Kabine müssen Sie selbst sauber halten, und zwar tadellos. Am besten erledigen Sie das morgens vor Dienstbeginn. Mindestens zweimal in der Woche findet eine Inspektion der Kabinen statt, selbstverständlich unangekündigt. Dabei wird auch kontrolliert, ob Sie heimlich Speisen hineingeschmuggelt haben. Lebensmittel in den Kabinen sind strengstens untersagt.«

Alma schwirrte der Kopf. So viele Regeln und Verbote. Doch sie würde sich daran gewöhnen, schon bald würde ihr das alles selbstverständlich sein. Sie dachte daran, mit wie viel Stolz Kurt Rieneck ihr erzählt hatte, dass er auf der *Regina Danubia* arbeitete. Jetzt gehörte sie ebenfalls dazu. Sie hatte fest vor, das Beste aus ihrer Zeit an Bord zu machen, ganz gleich wie schwierig es zu Beginn sein mochte.

Olga Marscholek sah sie an. »Noch Fragen?«

»Ich glaube nicht, nein.«

»Dann gehen Sie sich umziehen. Sie teilen die Kabine mit Emmi Kühn, sie wird in den nächsten Tagen mit Ihnen zusammenarbeiten und Ihnen alles zeigen.«

Die Droschke wartete bereits vor dem Haus. Der Fahrer hielt den Schlag auf, Ludwig Bender stieg ein und sank in das Plüschnest. Müdigkeit überkam ihn. Das musste daran liegen, dass er kaum ein Auge zugetan hatte. Immer wieder waren ihm dieselben Gedanken durch den Kopf gegangen: Was, wenn er doch recht hatte? Wenn die Kessel nicht hielten, wenn einer oder gar beide unter Vollast platzen? Jetzt war es zu spät, er hatte zugesagt, die *Regina Danubia* ans Schwarze Meer und wieder zurück zu steuern. Und genau das würde er tun, sofern die Maschine nicht schlappmachte und er einen leitenden Maschinisten an Bord vorfand.

Er streckte den Rücken durch. Es musste Schluss sein mit den trüben Gedanken. Er würde das Beste aus der Situation machen, so wie immer, seit er wieder klar denken konnte, seit er den schlimmsten Dämon besiegt hatte.

Die Droschke rollte auf den Donaukai, schon von Weitem konnte Ludwig sehen, dass die *Regina Danubia* bereits unter Dampf stand. Die Heizer hatten die Kessel angeheizt, der Schornstein qualmte, das Hauptventil blies weißen Dampf aus, alle Rohre standen unter Druck. Dieser Anblick erweckte in Ludwig das Flussfieber. Es gab für ihn nichts Schöneres, als ein stolzes Schiff, so wie die *Regina Danubia* es war, durch Untiefen und an Riffen vorbei zu steuern. Er liebte es, wenn die Mannschaft wie ein Uhrwerk arbeitete, wenn die Maschine voller Kraft vor sich hin stampfte und die Schaufelräder unablässig ins Wasser tauchten.

Ludwig wies den Fahrer an, an dem kleinen Landgang zu halten, der am Vorderschiff direkt zum Ruder-

haus führte. Er gab ein großzügiges Trinkgeld, der Fahrer bedankte sich überschwänglich und trug Ludwigs Koffer bis auf die Kaimauer, wo der herbeigeeilte Bursche ihn entgegennahm. Ein Glücksgefühl durchströmte Ludwig. Er wünschte sich plötzlich nichts sehnlicher, als dass es Sailer gelungen war, einen Maschinisten zu finden, und dass er selbst bald oben auf der Brücke stehen und die Maschinen mit dem Telegrafen auf volle Kraft voraus stellen konnte.

Ludwig atmete tief durch und stieg hinauf zur Kapitänskajüte. Wie alles auf der *Regina Danubia* war auch sie mit einem Luxus ausgestattet, den man auf einem Frachter vergeblich suchte. Es gab eine Klingel, mit der er einen Burschen herbeirufen konnte, eine eigene Toilette und fließendes Wasser. Die Hähne ließen sich so leicht öffnen und schließen wie die Schieber der Dampfmaschine. Und es gab nichts auf einem Dampfer, das besser geschmiert war als die beweglichen Teile der Maschine. Die Maschinisten liefen unablässig mit Ölkannen herum, sorgten dafür, dass niemals ein Teil trocken lief.

Das Bett war bequem, auf dem Schreibtisch aus Kirschholz lag eine Schreibunterlage aus grünem Leder. Eine Lampe mit Messingfuß und schwarz lackiertem Schirm sorgte für das nötige Licht. Hier konnte Ludwig seine Verwaltungsaufgaben erledigen. Zu seinen Pflichten gehörte nämlich auch, die Zahlung der Heuer zu veranlassen, Schichtpläne zu schreiben und per Funk-schreiber dafür zu sorgen, dass die *Regina Danubia* in den Zielhäfen genug Kohle bunkern konnte.

Dazu kam der Dienst auf der Brücke, in aller Regel

acht Stunden pro Tag. Da blieb kaum Freizeit. Wenn er mal eine Stunde für sich hatte, dann vertiefte er sich in ein Buch. Zurzeit las er *Moby Dick*. Es ging um einen Kapitän mit Namen Ahab, der einem weißen Wal hinterherjagte, der ihm bei einer früheren Jagd das rechte Bein abgebissen hatte. Ludwig hatte mit sich selbst eine Wette abgeschlossen, dass Ahab den Wal nicht erlegen würde. Ahab war zu besessen. Er würde Fehler begehen. Und Ludwig wusste, was geschah, wenn man vor Ehrgeiz und Hochmut die Realität aus den Augen verlor.

Er räumte seine Sachen in den Schrank, prüfte, ob seine Uniform korrekt saß, und machte sich auf den Weg zur Brücke. Seit er zur See fuhr, war dieser Moment von Vorfreude geprägt, von einem Gefühl der angenehmen Spannung, so als würde er eine Bühne betreten und das Publikum wartete darauf, dass er sein Bestes gab.

»Käpt'n auf der Brücke!«, rief Max Lohfink, der zweite Kapitän, ein Mann von Mitte dreißig.

Alle standen einen Moment stramm, widmeten sich dann aber sofort wieder ihren Aufgaben. Schließlich waren sie hier nicht bei der Marine. Dort mussten die Untergebenen warten, bis der Kapitän den Befehl zum Röhren gab. Wie oft hatte er dieses Wort ausgesprochen! Und dann hatte er eines Tages einen Befehl gegeben, der das Leben Hunderter gekostet und sein eigenes fast vollständig zerstört hatte.

»Haben wir einen leitenden Maschinisten?«, fragte Ludwig.

Lohfink sah ihn verwundert an. »Aber ja, Käpt'n.«

Ludwig holte tief Luft. Anton Sailer war wirklich ein

Teufelskerl. Er hatte über Nacht einen Maschinisten besorgt, wie versprochen, jetzt musste Ludwig sein Wort halten.

* * *

Alfred Lerch rückte den Knoten seiner Krawatte zurecht und kontrollierte sein Aussehen vor dem kleinen Spiegel in seiner Kabine. Alles sah tadellos aus, nur ein kleiner Kratzer unter dem Kinn, wo er sich heute Morgen beim Rasieren geschnitten hatte, trübte das Bild. Er hoffte, dass der winzige Makel niemandem auffallen würde.

Ein letztes Mal zupfte er die Ärmel des Jacketts zurecht, dann nahm er die Liste vom Schreibtisch und ließ sie in die Tasche gleiten. Das Blatt Papier war sein wichtigstes Arbeitsutensil. Darauf waren die Namen der Gäste notiert, mit allen wichtigen Angaben wie der Kabinennummer, etwaigen Reisebegleitern, dem Ziel ihrer Reise und Sonderwünschen, die bereits bei der Buchung vorgebrachten worden waren. Dahinter war Platz für Notizen.

Dort schrieb Alfred auf, was ihm an seinen Gästen auffiel, wonach sie fragten und worum sie baten, damit er ihre Wünsche nach Möglichkeit bereits kannte, bevor sie dazu kamen, sie in Worte zu fassen. Auf diese Weise war es ihm möglich, den bestmöglichen Service zu bieten. Er wollte, dass jeder Guest am Ende der Reise mit dem Gefühl von Bord der *Regina Danubia* ging, nie besser umsorgt worden zu sein.

Alfred verließ die Kabine und eilte zur Personalmesse auf dem Mitteldeck. Dort hatten sich wie vor jeder Ab-

reise alle Mitarbeiter des Hotelbereichs eingefunden. Ordentlich aufgereiht standen sie da, der Restaurantchef, der Koch und die Hilfsköche, die Küchenjungen, die Kellner, die Hausdame, die Zimmermädchen, die Zimmerburschen und die Wäscherinnen.

Einen Moment lang ließ Lerch seinen Blick über die Gesichter wandern, sah jedem kurz in die Augen. Bei dem neuen Mädchen, das er gestern erst eingestellt hatte, verharrte sein Blick ein wenig länger. Sie sah nervös aus, hatte leicht gerötete Wangen, doch sie wirkte entschlossen. Er war sicher, dass er eine gute Entscheidung getroffen hatte.

Er räusperte sich und hob zu sprechen an. »Wie Sie wissen, geht es wieder auf Fahrt«, begann er. »In den nächsten vier Wochen, in denen wir bis ans Schwarze Meer und zurück fahren, werden wir Tag und Nacht eng zusammen leben und arbeiten. Ich erwarte, dass auch diesmal alles reibungslos läuft. Das geht nur, wenn wir an einem Strang ziehen. Wir sind eine große Familie, und die *Regina Danubia* ist unser Zuhause.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause. Dieser Aspekt war ihm besonders wichtig. Das Schiff war in der Tat sein Zuhause und seine Familie, eine andere besaß er nicht. »Wir haben alle das gleiche Ziel«, fuhr er fort, »nämlich unseren Gästen die schönste und komfortabelste Reise ihres Lebens zu bereiten, und deshalb unterstützen wir uns gegenseitig, wo immer es not tut.« Er blickte nacheinander in einige Gesichter. Er wusste genau, welche seiner Mitarbeiter fleißig und hilfsbereit waren und welche sich eher schwer damit taten, anderen zu helfen. Und er wusste auch, dass

den Drückebergern klar war, wen er mit seinen Worten meinte, denn sie senkten beschämten den Blick.

»Gleich strömen die ersten Gäste an Bord«, schloss er seine Ansprache. »Dann muss jeder an seinem Platz sein und das Beste geben, verstanden?«

»Jawohl, Herr Lerch«, ertönte es wie aus einem Mund.
Er warf einen Blick auf die Uhr. Fünf vor neun.

»Dann lasst uns loslegen. Die Zimmerburschen kommen mit mir an die Rezeption, alle anderen gehen an ihre Arbeitsplätze.«

Alfred tauschte einen Blick mit Olga Marscholek. An der Falte auf ihrer Stirn erkannte er, dass sie noch immer verärgert war. Er hatte sich in ihre Angelegenheiten eingemischt, als er das Fräulein Engel eingestellt hatte, denn die Auswahl der Zimmermädchen fiel in ihr Ressort. Aber sie war nicht da gewesen, und die Zeit hatte gedrängt. Zudem war er der Hotelchef und somit auch ihr Vorgesetzter. Dennoch würde er sich bemühen müssen, die Wogen zu glätten. Er wollte nicht, dass die gesamte Reise über dicke Luft zwischen ihnen herrschte. Das würde sich auch auf die Stimmung des Personals auswirken. Vielleicht konnte er sie am Abend auf ein Gläschen Likör in seine Kabine einladen. Er wusste, dass sie geistigen Getränken gegenüber nicht abgeneigt war.

Alfred hatte sich gerade hinter der Rezeptionstheke positioniert, als der Kapitän die Order gab, mit der Einschiffung der Passagiere zu beginnen. Zehn Minuten später herrschte reges Treiben an Bord. Die Gäste wurden in ihre Kabinen geführt, die Burschen mühten sich

mit dem Gepäck ab, und die Kellner servierten Begrüßungscocktails an der Bar auf dem Oberdeck.

Alfred kümmerte sich persönlich um die Gäste der beiden Suiten im Heck des Schiffs. Die Franz-Joseph-Suite war von einem sehr speziellen Gast gebucht worden, auf den Alfred ein besonderes Augenmerk haben würde, während die Sisi-Suite für ein junges Hochzeitspaar reserviert war. Alfred hatte dafür gesorgt, dass ein Strauß Blumen und gekühlter Champagner für die frisch Vermählten bereitstanden.

Zwei Stunden später waren alle an Bord, und die *Regina Danubia* war bereit zum Ablegen. Zweiundfünfzig Gäste hatten sich eingeschifft, genauso viele, wie es Bedienstete an Bord gab, die für ihr Wohlergehen sorgen würden. Damit war die *Regina Danubia* gut belegt, aber nicht ausgebucht. Maximal achtundsechzig Gäste hatten Platz an Bord. Zwei Doppelkabinen der ersten Klasse und einige weitere in der zweiten Klasse waren leer geblieben. Einige davon würden sich jedoch noch füllen, da ein halbes Dutzend weitere Passagiere in Wien zustiegen.

Alfred war zufrieden, alles lief wie am Schnürchen. Er steckte seine Liste ein und übergab den Dienst an der Rezeptionstheke dem Concierge, bei dem die Passagiere Ausflüge buchen, Briefe aufgeben und Wünsche bezüglich ihrer Kabinen wie etwa zusätzliche Kissen anmelden konnten.

Auf dem Weg in den Personaltrakt dachte er über einen Gast nach, der eine Kabine in der ersten Klasse gebucht hatte. Irgendetwas an ihm war Alfred merkwürdig vorgekommen. Im Laufe der vielen Jahre hatte Alfred ein

Gefühl für seine Passagiere entwickelt. Er spürte, wenn es etwas gab, das sie zu verbergen versuchten, egal, ob es eine heimliche Liebschaft war oder eine nicht ganz saubere Vergangenheit. Edmund Valerian verbarg etwas, da war Alfred sicher. Er würde ihn im Auge behalten, nur für alle Fälle.

* * *

»Klar zum Auslaufen?«, fragte Ludwig.

»Klar zum Auslaufen, Käpt'n«, erwiderte Max Lohfink.

Das hieß, dass der Maschinist im Bauch des Schiffs darauf wartete, den Dampf durch die Rohre in die Zylinder zu jagen, der schließlich tausend Pferdestärken auf die Schaufelräder bringen würde.

Die Passagiere waren inzwischen alle an Bord. Zum Glück war es auf der *Regina Danubia* üblich, dass der Hotelchef die Gäste in Empfang nahm und nicht etwa der Kapitän selbst. Sosehr Ludwig seine Arbeit an Bord liebte, so sehr hasste er die gesellschaftlichen Verpflichtungen, die damit einhergingen. Einige Begegnungen ließen sich natürlich nicht vermeiden. Bei Konzerten, Bällen oder beim Kapitänsdinner musste er sich blicken lassen. Doch davon abgesehen hielt er sich von den Passagieren fern. Unter seinen Männern fühlte Ludwig sich wohl, aber zwischen all den vornehmen Damen und Herren war ihm immer unbehaglich zumute.

»Leinen los?«, fragte Ludwig weiter.

»Leinen sind los!«